

Komplexität, Globalität und universalhistorisches Vorgehen als methodologische Grundsätze gesellschaftswissenschaftlicher Forschung

(demonstriert am Beispiel von Gleichgewicht, „Gemeinwohl“ und Consensus)

in: Das Hochschulwesen, 1981/5

Panos Terz

Die von Partei und Staat vor allem im *Zentralen Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR 1981 bis 1985* an die Wissenschaftler gestellten Anforderungen steigen weiter. Um ihnen gerecht zu werden und so die Aufgaben als Klassenauftrag erfüllen zu können, bedarf es seitens der Wissenschaftler größerer Anstrengungen als bisher. Hierbei drängt sich die berechtigte Frage auf, ob die Aufgabenstellungen von heute und morgen auf der Grundlage der Kriterien von gestern und vorgestern bewältigt werden können. Meines Erachtens ist es unabdingbar, nach breiteren Horizonten zu schauen und sich nach größeren Dimensionen zu richten. Letzteres würde auch unseren Verpflichtungen unter dem Aspekt der internationalen Stellung unseres sozialistischen Staates entsprechen, die nach dem Durchbrechen der diskriminierenden diplomatischen Blockade der imperialistischen Staaten gegenüber der DDR entstanden ist. Konkret bedeutet dies, das Niveau der wissenschaftlichen Arbeit weiter zu erhöhen, um auch jedem internationalen Vergleich standzuhalten. Es gibt mehrere Mittel und Methoden, um dieses Ziel zu erreichen; z. B. die konsequente, ja rigorose Anwendung des sozialistischen Leistungsprinzips, die genaue Kenntnis der in Frage kommenden internationalen Fachliteratur, sonst besteht die Gefahr eines wissenschaftshemmenden Provinzialismus, und nicht zuletzt die Erarbeitung bestimmter methodologischer Grundsätze, die dem Charakter der zu lösenden Aufgaben adäquat sein sollten. Zugleich ist jedoch zu beachten, daß es bei aller Bedeutung eines fachspezifischen und problemtypischen methodischen und methodologischen Vorgehens der Beherrschung allgemeiner methodischer und methodologischer Grundsätze sozusagen mit übergreifendem Charakter bedarf. Hierdurch können Breite und Tiefe der anstehenden theoretischen Probleme besser ausgelotet werden und außerdem ist deren gesamtstoffliche Erörterung leichter vorzunehmen. Der vorliegende Beitrag geht davon aus, daß der historische Materialismus der methodologische Hauptgrundsatz unserer wissenschaftlichen Arbeit ist, und die Arbeit stellt sich das Ziel, auf dieser Grundlage drei spezielle methodologische Grundsätze zu behandeln. Dies soll am Beispiel des Gleichgewichts, des „Gemeinwohls“ und des Consensus demonstriert werden, die politisch wichtige und theoretisch anspruchsvolle Problemstellungen darstellen. Natürlich kann kein Anspruch darauf erhoben werden, sie im Rahmen dieses Beitrages erschöpfend zu untersuchen.

Komplexität

Es erweist sich immer wieder als unzweckmäßig, bei der wissenschaftlichen Untersuchung eines Problems die Innen- von der Außenpolitik, das Recht von der Politik, beide von der Philosophie, der Geschichte etc. zu trennen, vielmehr bedarf es einer komplexen Untersuchung. Erst sie ermöglicht, in das eigentliche Wesen des Problems einzudringen. Diesbezüglich

schrieb W. I. Lenin: „Um einen Gegenstand wirklich zu kennen, muß man alle Seiten, alle Zusammenhänge und ‚Vermittlungen‘ erfassen und erforschen“.¹ Dies soll am Beispiel des Gleichgewichts erläutert werden, das eine hohe Komplexität aufzuweisen hat. Zunächst sei die Bemerkung vorangestellt, daß bei uns der Begriff „Gleichgewicht“ wegen seines Mißbrauchs durch Politiker und Spezialisten in den imperialistischen Staaten bis etwa 1976 nicht verwendet wurde. Erst auf dem XXV. Parteitag der KPdSU wurde er in enger Verbindung mit den seit 1973 in Wien stattfindenden Verhandlungen über die Reduzierung von Truppen und Rüstungen in Mitteleuropa in dem Sinne verwendet, daß in dieser Region ein annäherndes militärisches Gleichgewicht herrscht. Auch das veranlaßte einzelne Wissenschaftler am Institut für internationale Studien der Karl-Marx-Universität Leipzig, sich dieser komplexen Problematik etwas genauer zuzuwenden. Dabei war es notwendig, das Problem ebenfalls komplex zu untersuchen. So wurden historische Aspekte der Problemstellung untersucht. Es konnte festgestellt werden, daß es in den vergangenen Jahrhunderten hauptsächlich um ständig wechselnde militärische Koalitionen und Gegengewichte ging, die nur temporär einen friedenssichernden Charakter hatten, vorwiegend dem Schutz der militärisch schwächeren Staaten dienten und darin bestanden, einen übermäßigen Zuwachs an militärischer Stärke eines Staates zu verhindern. Sie vermochten jedoch Kriege nicht zu verhindern. So war es z. B. bei den Diadochen und Epigonen (Ptolemäer, Antigoniden, Seleukiden etc.) Alexanders des Großen von Makedonien, bis die „Isoropia“ („Gleichgewicht“) durch die Expansionspolitik des Antiochos III. zerstört wurde.² Ähnlich verhielt es sich auch mit der „bilancia di potenze“ („Gleichgewicht der Macht“) der wichtigsten italienischen Stadtstaaten innerhalb des italienischen stadtstaatlichen Mikrokosmos des 15. Jh., wobei die Schaffung von Gegengewichten dem Schutz der Schwächeren diene. Besonders ausgeprägt war die Politik der Gegengewichte im Rahmen des „iustum potentiae equilibrium europaeum“ im europäischen Makrokosmos des 16.–19. Jh., fast immer mit England als Zünglein an der Waage des europäischen „Gleichgewichtssystems“. Der Sinn dieses Systems wurde von dem Preußenkönig Friedrich II. gut erfaßt und in bildhafter Sprache zum Ausdruck gebracht: „Wenn die übermäßige Größe einer Macht bereit scheint aus den Ufern zu treten und die Welt zu verschlingen droht, erheischt es die Klugheit, ihr Dämme entgegenzubauen und den Lauf des Stromes zu hemmen, so lange man ihn noch meistern kann. Man sieht Wolken, die sich aufthürmen, ein Gewitter, das sich zusammenzieht, die Blitze, welche es verkünden.“³ Als Folge einer derartigen Entwicklung empfahl er, sich mit anderen zusammenzuschließen, die ebenfalls bedroht werden. In der gleichen Richtung äußerte sich auch einer der hervorragendsten Repräsentanten der klassischen bürgerlichen deutschen Philosophie, der bürgerliche Demokrat Johann Gottlieb Fichte, in seinen berühmten Vorlesungen (dreizehnte Rede):